Zeitschrift: RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen
Herausgeber: Redaktionskollektiv RosaRot
Band: - (2016)
Heft: 51

Artikel: Intersektionalität : Kapitulation oder Fortsetzung?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-731160

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Intersektionalität: Kapitulation oder Fortsetzung?

Eine praktisch-theoretische Auseinandersetzung mit race, class *und* gender, *die Schubladendenken stören und hinterfragen will*

von sri

Folgender Text basiert auf einem Lernprotokoll, das in einem Seminar zu Intersektionalität verfasst wurde. Diese Theorie wird von mir anhand auto-fiktionaler Begebenheiten reflektiert: Manche Begebenheiten haben sich zugetragen, andere sind fiktional – hätten sich aber zutragen können.

Die Andere unter den Vielen

Als ich zum zweiten Mal mitten in Ostafrika – genauer in Entebbe/Uganda – aus dem Flugzeug stieg, wurde mir bewusst, dass ich *tatsächlich* weiss bin. Zwei Schlangen vor der Passkontrolle wiesen Menschen an verschiedene Schalter: Alle nach rechts ausser die *Mzungus*[1], die mussten nach links. Nach der Passkontrolle zerstreuten sich die Mzungus sehr schnell und wir waren bald die *Anderen* unter den Vielen. Mir fiel auf: Ich bin hier eine weisse Frau. Ich fing an, mich in Kategorien zu denken, die mir vorher nicht aufgefallen waren, die bisher für mich irrelevant gewesen waren. Da, wo ich aufgewachsen bin – in einem 150-Seelen-Dorf auf 1500 m. ü. M. mitten in der Urschweiz – gab es einen Schwarzen[2] Jungen. Wir nannten ihn den *Einzigen*.

In Ostafrika hingegen wurde mir klar, dass die Hautfarbe ein Thema ist. Auch für mich. Ich bezahlte mehr für ein Boda-Boda (Mofa-Taxi, sehr gefährlich, aber die schnellste Möglichkeit, sich in Kampala von A nach B zu begeben), weil ich *weiss* bin. Ich wurde komisch angeschaut, weil ich als *weisse Frau* das Boda-Boda-Fahren dem Taxi-Fahren vorzog. Ich wurde bevorzugt behandelt, weil ich *weiss* bin. Ich wurde bei Diskussionen übergangen, weil ich eine *Frau* bin. Ich wurde angeschaut, weil ich eine *weisse Frau* bin. Ich wurde angestarrt, weil ich eine *Frau* bin. Im Nachhinein ist es unmöglich, die Erfahrung als *Weisse* in Ostafrika von der Erfahrung als *weisse Frau* in Ostafrika oder einfach nur als Frau zu trennen. Denn ich wurde als *Weisse* und als *Frau* anders behandelt. Diese Ungleichbehandlungen sind harmlos in Anbetracht der Diskriminierungen, die Schwarze Frauen erlebten und noch immer erleben.

Der Beginn einer Modeerscheinung

Ende der 1980er-Jahre führte Kimberlé W. Crenshaw einen Begriff ein, der die Komplexität von Diskriminierungen aufgrund der Überschneidungen verschiedener Kategorien einfangen sollte: Intersektionalität. Solche Überlegungen waren nicht neu, wohl aber der Begriff, den Crenshaw anhand einer Strassenkreuzung (*intersection*) veranschaulichte. Crenshaw schreibt dazu: «Da die Erfahrung von intersektioneller Diskriminierung mehr ist als die Summe von Rassismus und Sexismus, kann nur eine Analyse, die diese Intersektionalität in den Blick nimmt, die spezifische Unterdrückung Schwarzer Frauen in ausreichender Weise thematisieren.»[3] Crenshaw wollte mit dieser Begriffseinführung Mehrfachdiskriminierungen benennen und sichtbar machen. Sie kritisierte damit nicht nur anti-rassistische Bewegungen, die z.B. Gewalt an Schwarzen Frauen durch Männer (auch Schwarzen) unter den Teppich kehren wollen, damit häusliche Gewalt nicht als ‹Minoritätsproblem› dargestellt wird, sondern auch feministische Bewegungen, die sich ein ‹wir Frauen› angeeignet hatten, welches aber bloss weisse Frauen aus der Mittelschicht einschloss. Die Erfahrungen Schwarzer Frauen blieben, laut Crenshaw, in beiden Bewegungen unbeachtet.

Intersektionalität ist mittlerweile in aktuellen feministischen Debatten angekommen und nicht mehr nur in den USA zu finden. Eine der bedeutendsten Vertreterinnen im deutschsprachigen Raum ist Gudrun-Axeli Knapp:

Intersektionalität solle sich insbesondere der Analyse der Trias *race, class* und *gender* widmen, da diese drei Kategorien konstituierend für vorherrschende Machtverhältnisse seien. Feministische Theorie und feministische Kritik müssten sich um einen durch «intersektionelle Perspektiven erweiterten gesellschaftstheoretischen Rahmen»[4] erweitern, so Knapp weiter. Was sich so kompliziert anhört, ist schlichtweg die simple Forderung, dass eine feministische Theorie immer intersektionale Analysen miteinschliessen muss.

Da, wo ich aufgewachsen bin, gab es einen Schwarzen Jungen. Wir nannten ihn den Einzigen.

Unter Privilegierten

Ich bin eine weisse privilegierte Frau aus der Schweiz. Das wurde mir an der Makerere Universität in Kampala/Uganda bewusst, die wir (eine Delegation der Universität Zürich) im Rahmen einer Summer School im Winter 2015/16 besuchten. Dabei war relativ irrelevant, dass ich eine Frau bin – relevant ist, dass ich Zugang zu Informationen und Infrastruktur habe und dadurch privilegiert bin. Und dass ich in einem Land lebe, in dem die Regierung nicht so repressiv sein will, wie sie es in Uganda ist. (Kurzer, politisch anekdotischer Exkurs: Die Präsidentenwahlen in Uganda erlebe ich kurze Zeit später von Zürich aus mit: Ich mache mir Sorgen um meine ugandischen Freund_innen, die ich nicht per WhatsApp erreichen kann, da der amtierende (und später wiedergewählte) Präsident zwei Tagen vor den Wahlen Social Media (eigentlich das ganze Internet) lahm gelegt hat. Aus Sicherheitsgründen, wie er verlauten liess. Über VPNs schaffen es die Ugander_innen dennoch, sich mitzuteilen. Ich verfolge auf Twitter die Wahlen. Dass der Präsident nach 30 Jahren Amtszeit noch ein weiteres Mal gewählt wird, interessiert den Rest der Welt herzlich wenig.)

Zurück nach Kampala: An der Makerere Universität sind auch privilegierte Menschen. Die meisten Studierenden stammen aus der Mittel- und Oberklasse von Kampala und Umgebung. Auf dem Land können die meisten Menschen nicht schreiben und lesen, sie leben von ihren drei Hühnern und ihrer Kuh (was nach Klischee klingen mag, ist für viele Menschen Realität). An der Makerere machte mir ein Kommilitone einen Heiratsantrag: «I can provide you with everything you need: food, shelter, and security.» Das ist mir auch schon in Zürich passiert. Nur wird mir hier in Zürich nicht Essen, Schutz und (physische) Sicherheit angeboten, sondern Luxus, Sex und ein Pensionskassenanteil.

Zurück in Zürich wird mir immer klarer, dass ich zwar in Ostafrika zu den Privilegierten gehörte, in der Schweiz aber als Proletenkind in einigen Dingen nicht privilegiert bin. Zumindest finanziell. Ich lerne zwar, meine eigene Fundraiserin zu sein und mich nicht mehr darüber aufzuregen, wenn mir der Staat die Stipendien kürzt (weil ich zu lange studiere, weil ich nebenbei arbeiten muss, weil ich ein Proletenkind bin). Aber ich könnte kotzen, wenn mir jemand weismachen will, dass ich als Proletentochter die gleichen Chancen habe wie ein Akademiker_innenkind. Trotzdem wird mir seit jeher *Chancengleichheit* gepredigt. Klassen? Als ob es die noch gäbe, tönt es von allen Seiten. So wird die Klassenfrage unter den Tisch gekehrt. Sie ist nicht präsent, weil sie verleugnet wird. «Ich gehe auch immer arbeiten!», sagt mir ein Kommilitone, Akademiker_innenkind. Ja, denke ich, damit du in die Ferien kannst. Wenn wir eine weitere Dimension hinzuziehen, *gender*, dann drängt sich die Frage auf: Wie sähe meine Realität aus, wenn mir bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen worden wäre?

Queere Schubladen

Zurück in der Schweiz liess ich mir die Haare schneiden. Kein grosses Ding, nahm ich an. Kurze Haare waren bei mir seit längerem eher der Normal- als der Spezialfall. Doch plötzlich schien ich nicht mehr in die Kategorien zu gehören, in die ich vorher gesteckt worden war. Der Begriff *Heteronormativität* bekam eine neue Tragweite für mich: Eine Kommilitonin äusserte – zugegeben, in einem intimen Rahmen, in dem vorgängig viel getrunken worden war – aufrichtige Verwirrung ihrerseits über die kurzen Haare meinerseits. Ich sähe jetzt *lesbisch* aus. All right, dachte ich, kurze Haare gleich lesbisch, check. Die Antwort auf meine Frage, warum die Verwirrung und ob sie sich denn jetzt bedrängt fühle, blieb sie mir

schuldig. Ich schien nicht mehr ins Bild einer heterosexuellen Frau zu passen. Nach meinem Coiffeusenbesuch wurde ich auch tatsächlich vermehrt in Begleitung einer Frau gesehen. Ich begann mit Boxen und ich trug zeitweise keine Röcke mehr sondern Hosen und Sneakers. Das schien zu reichen, mich von einer Schublade (die der sogenannten *Heterosexuellen*) in eine andere (die der sogenannten *Homosexuellen*) zu stecken. Hm. Ich habe mit 21 mit 3mm Kurzhaarschnitt, im weissen Hochzeitskleid einen Mann geheiratet. Lesben heiraten keine Männer, Heteras gehen nicht mit Frauen aus. Ich verstand die Schubladenwelt nicht mehr. *Probierte* ich einfach aus, wie eine Freundin, gut gemeint, zu mir sagte? Was genau ich gerade am *ausprobieren* sein sollte, wusste ich nicht. Ich habe mit 15 Jahren schon Frauen geküsst. Mit 17 war ich dann aber in meinen Prorektor verliebt. Mit sieben nannte mich mein Nachbar neckisch *Thomas* und ich war stärker als alle Jungs in meiner Klasse. Die Kategorien begannen vor meinen Augen zu verschwimmen. War ich jetzt eine queere Heterosexuelle mit besonderer Vorliebe für androgynes Aussehen, die gerade *out of the closet* kam?

Heiratsantrag in Zürich: Luxus, Sex und ein Pensionskassenanteil.

Von straigther und queerer Kritik

Cathy J. Cohen kritisiert die Debatten rund um Intersektionalität im Rahmen von *queer politics*.[5] Queer politics kritisieren unter anderem die Binarität von Hetero- und Homosexualität. Cohen aber führt aus, dass gerade auch queer-politische Debatten diese Grenze zwischen Hetero- und Homosexualität ziehen würden: Wenn sich queer politics von der Heterosexualität abgrenzen, weil sie die Heteronormativität ablehnen, reproduzieren sie diese Binarität. Cohens Kritik weist darauf hin, dass nicht alle Heterosexuellen so *straight* sind, wie es gewisse Strömungen der queer politics nahe legen. Die sogenannten *welfare queens* beispielsweise (junge Teeniemütter, die auf Kosten des Staates leben) scheinen gar nicht in dieses straight hineinzupassen: Obwohl sie als Mütter doch dem heteronormativen Ideal entsprechen, werden sie gerade durch ihre junge Mutterschaft diskriminiert, sind oftmals alleinerziehend und auf die finanzielle Zuwendung des Staates angewiesen. Das heisst, sie fallen aus der Kategorie queer hinaus und passen auch nicht ins heterosexuelle Ideal hinein. Zudem sind sie oft rassistischer Diskriminierung ausgesetzt. Ein paradigmatisches Beispiel von Intersektionalität.[6] Das Beispiel zeige aber, so Cohen, dass die Trias *race, class* und *gender* mindestens um die Kategorie Sexualität im Sinne von sexueller Orientierung erweitert werden müsse.

Für eine Verschränkung von Intersektionalität und Simultaneität plädiert ein Autor_innen-Kollektiv um Umut Erel. Sie fordern eine differenziertere Analyse intersektionaler Diskriminierung, die nicht nur anhand der Trias *race, class* und *gender* geschehen soll, sondern die Komplexität der vorherrschenden Macht- und Herrschaftsmechanismen in den Fokus nimmt. Eine intersektionale Analyse wie sie bisher betrieben wurde, würde den komplexen Strukturen der Machtverhältnisse nicht gerecht.[7]

Eine radikalere Kritik übt Isabell Lorey: Jede intersektionale Analyse gründe auf der Analyse von Kategorien – und reproduziert diese gerade durch ihren Einbezug. Sollten die Kategorien also dekonstruiert werden? Nein, so Lorey, denn auch das würde diese wieder reproduzieren, da sie, um sie zu dekonstruieren, vorausgesetzt werden müssen. Ihr Vorschlag lautet denn, den Kategorien ganz zu entgehen, indem auf jenes fokussiert wird, das sich der Grenze der Ordnung entzieht und dadurch andere Grenzen zieht. Kategorien müssen laut Lorey geflohen werden, ein «kategorialer Exodus» müsse stattfinden. Der Fokus sollte nicht auf Kategorien liegen, die Machtverhältnisse einfrieren, sondern auf Kategorien, die verändern, auflösen und somit eine Un-Ordnung schaffen. Ebenso müssen die *Machtverhältnisse* benannt werden und nicht bloss die zugeschriebenen Kategorien einer Person, auf denen diese Machtverhältnisse bauen.[8]

Kategorien nicht dekonstruieren, sondern umordnen? Sollte ich bei meiner nächsten Lohnverhandlung einfach darauf hoffen, dass das Gegenüber die Kategorie Geschlecht schon dekonstruiert hat? Und soll ich beim Kampf um die Rechte von sogenannten ‹Frauen› auf

diesen Begriff verzichten, da ich damit viele andere Unterdrückte ausschliesse?

Rekapitulation

Begonnen hat Crenshaw mit einem altbekannten Phänomen, das sie neu benannte: Intersektionalität. Sie kritisierte feministische und Anti-Rassismus-Bewegungen und machte die Erfahrungen von Schwarzen Frauen sichtbarer. Sie legte den Finger auf Schwachstellen im Rechtssystem, das keine Lösungen für Probleme bereit hielt, die aus dem Zusammenspiel von Sexismus und Rassismus resultierten. Von Beginn an wurde das Konzept kritisiert, erweitert, zurückgewiesen. Mal ist Intersektionalität eine Methode, mal ein Zugang, mal ein Konstrukt oder einfach eine Denkrichtung. Ein *Buzzword* – ein Modewort – ist sie geworden, die Intersektionalität, wie Kathy Davis bemerkt.[9] Feministische Debatten scheinen ohne Intersektionalität nicht mehr auszukommen. Für Davis liefert Intersektionalität die Grundlage für eine Zusammenarbeit von verschiedenen theoretischen Projekten mit angespannten Verhältnissen. Sie liefere eine gemeinsame Basis für «disparate theoretische Ansätze innerhalb der feministischen Wissenschaft.»[10] Intersektionalität als Bindeglied zwischen verschiedenen feministischen Ansätzen? Und was ist mit denen, die das Konzept der Intersektionalität ablehnen?

All right, dachte ich, kurze Haare gleich lesbisch, check.

Kapitulation oder Fortsetzung?

Was bleibt von einem Semester intensiver Beschäftigung mit dem Thema Intersektionalität in einem universitären Seminar? Zuerst einmal die Einsicht, dass es Diskriminierungen gibt, die durch das Verschränktsein verschiedener Kategorien hervorgerufen werden und spezifische Unrechtserfahrungen generieren. Die zahlreichen Beispiele in Crenshaws Texten bestechen durch ihre Offensichtlichkeit, wenn das systematische Zusammenspiel beispielsweise von *gender* und *race* aufgedeckt wird. Klar ist, dass dies ein grosses Problem darstellt. Was Crenshaw Ende der 1980er-Jahre forderte, war das Anerkennen der spezifischen Erfahrungen, welche Schwarze Frauen in den USA machten. Ihre Kritik an feministischen Debatten, die sich ein ‹wir Frauen› angeeignet haben, das bei weitem nicht alle Frauen einschloss, war nicht neu. Schon Sojourner Truth stellte 1851 die berühmte Frage «Ain't I a woman?»

Das Problem von Unterdrückten in unterdrückten Gruppen ist so alt, wie es unterdrückte Gruppen gibt. Crenshaw schaffte es, das Phänomen zu benennen und dafür einen Begriff einzuführen. Die Forderung aber, feministische Kritik und Analysen nur noch anhand von Intersektionalität zu führen, ist weder einhaltbar noch wünschenswert: Dass in jede feministische Theorie und Analyse Überlegungen zum Zusammenspiel verschiedener Kategorien gehört, um Machtverhältnisse adäquat zu erfassen, aufzudecken und schlussendlich zu verändern, sollte selbstverständlich sein. Wenn aber die unterdrückte Gruppe selbst zur unterdrückenden Gruppe degradiert wird, die kein *wir* mehr für sich behaupten kann, dann hat der Feminismus ein Problem. Wenn verschiedene feministische Gruppierungen darüber streiten, welche die Unterdrücktesten der Unterdrückten sind, um herauszufinden, wer überhaupt legitimiert ist, für andere zu sprechen, dann lacht sich das Patriarchat derweil ins Fäustchen. Natürlich sind intersektionale Analysen wichtig, um spezifische Mehrfachdiskriminierungen aufzudecken und um gegen sie vorzugehen. Aber bei allen Unterschieden: Wir sollten nicht vergessen, dass wir eine grosse Gemeinsamkeit haben – den Kampf gegen das Patriarchat und somit auch den Kampf gegen den Kapitalismus.

Meinem ugandischen Freund Ronald, der bald für ein Semester in die Schweiz kommt, werde ich erklären müssen, warum er als junger, Schwarzer Mann in Zürich regelmässig in Personenkontrollen der Polizei kommen wird und ich als junge, weisse Frau nicht.

Anmerkungen und weiterführende Literatur

1 In einer Bantusprache ist *Mzungus* (*Musungu* ausgesprochen) die Bezeichnung für Menschen, die eine andere (in meinem Fall helle) Hautfarbe haben. Wörtlich übersetzt: *weisser Mann*.
2 Im Folgenden wird das Wort *Schwarz* gross geschrieben, da es sich um eine politische Selbstbezeichnung handelt und nicht um eine andere Klassifizierung.
3 Crenshaw 2010, S. 34.
4 Knapp 2010, S. 224.
5 Falls der Begriff *queer politics* nicht geläufig ist, bitte nachschlagen.
6 Vgl. Cohen 2005.
7 Vgl. Erel et. al 2007.
8 Vgl. Lorey 2010.
9 Vgl. Davis 2010.
10 Davis 2010, S. 61.

- Cohen, Cathy: Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens. The Radical Potential of Queer Politics?, in: Johnson, Patrick/Henderson, Mae (Hg.): Black Queer Studies: A Critical Anthology, Durham: Duke University Press 2005, 21–51.

- Crenshaw, Kimberlé: Die Intersektion von ‹Rasse› und Geschlecht demarginalisieren. Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik, in: Lutz, Helma (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts, Wiesbaden: VS 2010, 33–54.

- Crenshaw, Kimberlé: Mapping the Margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: Stanford Law Review 43, 1991, 1241–1299.

- Davis, Kathy: Intersektionalität als ‹Buzzword›. Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: «Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?», in: Lutz, Helma (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts, Wiesbaden: VS 2010, 47–64.

- Erel, Umut: Intersektionalität oder Simultaneität? Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung, in: Hartmann, Jutta (Hg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden: VS 2007, 239–250.

- Hill Collins, Patricia: It's all in the Family. Intersections of Gender, Race, and Nation, in: Taylor, Paul (Hg.): The Philosophy of Race. Ciritical Concepts in Philosophy, London: Routledge 2012, 20–39.

- Knapp, Gudrun-Axeli: Verhältnisbestimmungen. Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive, in: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz, Münster: Westfälisches Dampfboot 2008, 138–170.
- Knapp, Gudrun-Axeli: ‹Intersectional Invisability›. Anknüpfungen und Rückfragen an ein Konzept der Intersektionalitätsforschung, in: Lutz, Helma (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden: VS 2010, 223–243.

- Lorey, Isabell: Konstituierende Kritik. Die Kunst, den Kategorien zu entgehen, in: Mennel, Birgit (Hg.): Kunst der Kritik, Wien: Turia + Kant 2010, 47–64.

von CW